

„*metabasis eis allo genos*“ nicht von der Verpflichtung der Klärung des ontologischen Status einer biologischen Theorie enthebt. – Enttäuschend wirken die „Präliminarien zur Rationalen Taxonomie“ (Kap. 12), weil hier der konstruktivistische Versuch, „naturalistische“ Objektivität in die Gleichgültigkeit interessegeleiteter Herstellungsverfahren aufzulösen, auf die Spitze getrieben und gleichzeitig ad absurdum geführt wird. Es ist einfach nicht wahr, daß man genausogut von biologischen („züchterischen“) wie pharmakologischen *Arten* sprechen könne (306), je nachdem, welches Interesse man bei der Konstruktion des Artbegriffs verfolgt. Hier wird der Sinn von Taxonomie auf den Kopf gestellt bzw. mit der Trivialität verwechselt, daß es – selbstverständlich – verschiedene Kriterien geben kann, nach denen man eine Sache einteilt. Taxonomie aber ist und bleibt – bei aller Künstlichkeit und Vorläufigkeit der Systeme – der Versuch, den natürlichen Stellenwert biologischer Gegenstände (eben Arten, und nicht Organismen) im evolutiven Zusammenhang zu bestimmen. Natürlich soll dabei besagen, daß die Gegenstände diesen Stellenwert aufgrund ihres phylogenetischen Hervorgehens auseinander selbst erzeugen, und nicht von mir auferlegt bekommen. Gewiß ist eine solche These in der Sicht des Verfassers ein Rückfall mehr in die naturalistische Interpretation, aber dieser „Rückfall“ scheint u.E. unvermeidlich, wenn Lebewesen als (selbsttätige) Subjekte und nicht nur als Konstruktionen aufgefaßt werden. Ordnung wird dann eben nicht nur von mir hergestellt, sondern (zumindest) auch von den sich selbst hervorbringenden Individuen erzeugt, und muß als solche hingenommen bzw. aufgedeckt werden. Lebewesen als nach unserem eigenen Bild und Gleichnis autoaktive Entitäten sind eben etwas anderes als Schrauben – und auch als Elementarteilchen, wo die Grenze unserer Erfahrung die Einführung fiktiver Gegenständlichkeit erfordert und so dem Konstruktivismus zu einigem erkenntnistheoretischen Recht verhilft. Hier liegt der eigentliche Grund, warum die Protophysik Janichs nicht so einfach in eine Protobiologie übertragbar ist. – Wohl in Ahnung dieses Vorwurfs bekennt Gutmann, daß „die Rekonstruktion des Verwandtschaftsbegriffes nicht der Gegenstand dieser Arbeit“ sei. Schön und gut, man kann in einem Buch nicht alles behandeln – ohnehin sind die Kapitel mit Exkursen und Nachweisen der philosophischen Bandbreite des Autors mehr als überfrachtet. Aber gerade eine Auseinandersetzung mit dem Verwandtschaftsbegriff hätte erfolgen müssen, weit mehr als mit Carnot, Borelli oder Uexküll (als Beispiele dafür, wo man Seiten hätte sparen können), um eine Kritik des Darwinismus auf seinem eigentlichen Feld vorzunehmen. So aber zielt die Kritik an der zunächst eingeführten Themenstellung (der Abstammung) vorbei und wechselt, interessant gewiß, zu einem neuen Gegenstand (dem Organismus), ohne den Leser von der Notwendigkeit dieses Wechsels zu überzeugen.

Das Fazit. Es ist nach allem kein Geheimnis, daß die Lektüre den Rezensenten zunehmend verärgert hat. Das liegt nicht an der vertretenen Position – die wäre sicher der Diskussion wert, wenn man sie nur klar verstünde. Aber die Sprache ist unzumutbar. Das beginnt mit einer seltenen Eigenmächtigkeit in der Zeichensetzung und bei der Groß-/Kleinschreibung, steigert sich in der Verliebtheit in Manierismen („zuvörderst“) und eigene Wortschöpfungen („kultürlich“) und kulminiert in einem schwer lesbaren Satzbau („Das diese Konstruktionen als Begriffe transsubjektiv und reproduzierbar in Geltung setzende ist die Präparation“) (288). Bedenkt der Autor eigentlich, daß man zur Lektüre häufig nicht in Zeiten höchster geistiger Leistungsfähigkeit greift? Nach mehrfachen erfolglosen Anläufen während zweier Jahre, das Buch in einem Durchgang zu verstehen, bleibt der Zweifel, ob sich diese Art philosophischer Unterweisung für Biologen eignet.

CH. KUMMER S. J.

SWINBURNE, RICHARD; *The Evolution of the Soul*. Revised Edition. Oxford: Oxford University Press 1997. 360 S.

Die erste Auflage dieses Werkes erschien 1986. In einer Zeit, in der verschiedene Varianten materialistischer Ansätze die Philosophie des Geistes dominieren, war Swinburnes (S.) Verteidigung des Leib-Seele-Dualismus eine mutige und eigenständige Bereicherung der Debatte, die jedoch auf heftige Kritik stieß. In der jetzt vorgelegten überarbeiteten Neuauflage geht S. in einem neuen Prolegomenon und sieben neuen An-

hängen auf diese Kritik und auch auf einige neuere Entwicklungen ein. Der Hauptteil des Textes blieb jedoch weitgehend unverändert. Daher soll im Folgenden auch insbesondere auf diese zusätzlichen Teile der Neuauflage eingegangen werden. Das Buch gliedert sich in drei Teile. Im ersten argumentiert S. gegen die psycho-physische Identitätstheorie. Er versucht aufzuzeigen, daß es keine notwendigen psycho-physischen Korrelationen gibt. Das Auftreten bestimmter physischer Ereignisse (z. B. im Nervensystem) erzwingt nicht das Auftreten bestimmter mentaler Ereignisse. Im zweiten Teil zieht Swinburne aus diesem Befund die Konsequenz, daß der Mensch aus zwei Substanzen – Leib und Seele – besteht. Eine zentrale argumentative Position nimmt hier die Analyse des Problems der personalen Identität durch die Zeit ein. S. legt ein Argument in kartesischer Tradition vor: Aus der Denkmöglichkeit, daß ich auch ohne meinen Körper weiterleben könnte, wird auf die Existenz eines nicht-körperlichen Teils von mir geschlossen, durch den ich die Zerstörung meines Körpers überleben kann. Der dritte Teil ist eine Entfaltung des zweiten Teiles, in der es um speziellere Themen wie Willensfreiheit und sittliches Bewußtsein geht. Diese Phänomene lassen sich am besten durch die Annahme des Substanzdualismus verstehen. – Der problematischste Aspekt des Werkes ist und bleibt der Übergang vom ersten zum zweiten Teil. Unter der Voraussetzung, daß die Identitätstheorie widerlegt wurde, gelingt S. tatsächlich ein Aufweis der Existenz einer Seele (in einem sehr weiten Sinne). Was aber weniger überzeugend gelingt, ist der Aufweis, daß es sich bei der Seele wirklich um eine eigenständige Substanz handelt. Noch weniger gelingt S. eine Auseinandersetzung mit den Einwänden, die gegen den Substanzdualismus vorgebracht wurden. Die Vorteile des Substanzdualismus liegen nach S. vor allem darin, daß er eine Lösung des Problems personaler Identität durch die Zeit anbietet. Unsere intuitive Gewißheit, daß wir als Person durch alle körperlichen Veränderungen hindurch identisch bleiben, kann nach S. ontologisch am besten durch die Annahme einer Seelensubstanz gewahrt werden. Vielleicht ist der Substanzbegriff für die Explanation personaler Identität unerläßlich. Aber sowohl in der Tradition wie in der Gegenwart wurde auch eine substantielle psycho-physische Einheit als Garant der Identität durch die Zeit angenommen. S. gelingt es nicht, diese Alternative überzeugend auszuschließen. Auf die schwerwiegenden Fragen, die der Substanzdualismus aufwirft, gibt S. nur ausweichende Antworten. Auf die Frage, wie die kausale Interaktion zwischen Seelensubstanz und Körpersubstanz zu denken sei, antwortet S. lapidar, wir müßten einfach anerkennen, daß Menschen nicht allwissend seien und eben nicht alles verstehen könnten. Thomas Nagel hatte am Substanzdualismus kritisiert, daß die Annahme einer weiteren Substanz die Frage nur verlagere: Wir verstünden dann immer noch nicht, wie diese Substanz das Entstehen von subjektiven mentalen Zuständen ermögliche. S.s Antwort auf diese Kritik im neuen Prolegomenon läuft auf die vertraute Argumentationsfigur hinaus: Der Körper bietet keine hinreichenden Bedingungen für personale Identität. Das Fortbestehen der Person durch die Zeit erzwingt die Annahme einer immateriellen Substanz, welche die Kontinuität der mentale Zustände der Person garantiert. Diese Annahme ist nicht logisch widersprüchlich. Wenn es trotzdem geheimnisvoll bleibt, wie diese Substanz all dies bewerkstelligt, dann muß man dieses Nichtwissen in Demut akzeptieren. Es ist S. zuzustimmen, daß wir vielleicht für immer außerhalb sind, den psycho-physischen Zusammenhang zu begreifen und zu erklären. Aber gerade dieses Eingeständnis sollte auch zur Vorsicht vor allzu selbstsicheren dualistischen Lösungen mahnen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts baten uns die sogenannten Emergentisten, das unerklärliche Auftauchen bewußten Lebens aus unbewußter Materie mit „natürlicher Frömmigkeit“ (natural piety) gleichsam als ein naturimmanentes Wunder zu akzeptieren. S. lädt uns ein, die schwerverständlichen Aspekte des Substanzdualismus mit Demut zu akzeptieren. Er will aber keineswegs im Bereich der Natur verbleiben: „If that leaves us with God as the agent who sustains the mind/body connections in humans, so be it.“ (xii) Es gibt bei S. eine eigentümliche Spannung zwischen subtil und manchmal auch meisterhaft entwickelten Unterscheidungen und Argumentationsfiguren einerseits und solchen thetisch vorgetragenen, wenig differenzierten Behauptungen andererseits. Dies sei kurz am bereits erwähnten zentralen Argument für den Substanzdualismus vorgeführt. Für das Argument braucht man folgende Propositionen:

P = Ich habe Bewußtsein und existiere in 1999

q = Mein Körper wird im letzten Moment von 1999 zerstört

r = Ich habe eine Seele in 1999

s = Ich existieren in 2000

Die Konklusion r soll nun aus drei Prämissen abgeleitet werden:

(1) p

(2) Für alle x: Es ist logisch möglich (p & q & x & s)

(3) Es ist nicht logisch möglich (p & q & nicht-r & s)

Im Bereich von x sollen alle mit (p & q) konsistenten Propositionen liegen, die Sachverhalte in 1999 beschreiben. Es folgt aus den Prämissen, daß nicht-r nicht in diesen Bereich fällt. Also habe ich in 1999 eine Seele. Diese Schlußfolgerung ist leicht einzusehen: (2) besagt, daß es möglich ist, daß ich ins Jahr 2000 hinein überlebe, wenn ich im Jahr 1999 Bewußtsein hatte, selbst wenn mein Körper zerstört wurde und was auch immer sonst in 1999 der Fall war, das den letzten beiden Annahmen nicht widersprach. (3) besagt, daß es ohne die Existenz einer Seele nicht möglich sei, ins Jahr 2000 zu überleben, wenn ich 1999 Bewußtsein hatte und mein Körper vollständig zerstört wurde. Also fällt nicht-r nicht in den Bereich von x. Wenn nicht-r aber ein Sachverhalt in 1999 ist, der nicht in den Bereich von x fällt, dann muß nicht-r mit (p & q) logisch unverträglich sein. Aus (p & q) kann man also r folgern. Da aber durch die Zerstörung des Körpers nicht beeinträchtigt werden kann, ob aus p r folgt, kann man darauf schließen, daß r direkt aus p folgt. Aus der Tatsache, daß ich ein Bewußtsein in 1999 habe, folgt also, daß ich eine Seele in 1999 habe. – Das Argument ist von genialer Einfachheit. In der Form, wie es S. im neuen Appendix C formalisiert ist das Argument formal m. E. einwandfrei. Man muß also eine der Prämissen angreifen. Mit der Prämisse (2) kann dies relativ einfach bewerkstelligt werden. Man muß nur ein x finden, das mit (p & q) logisch verträglich ist und die Prämisse falsch macht. Zum Beispiel: Ich bin ein rein materielles Wesen in 1999. Oder: Ich bin in 1999 identisch mit meinem Körper (oder einem Teil von ihm). Gegen solche Einwände polemisiert S., daß sie bereits eine materialistische Vorentscheidung enthielten, während er voraussetzungsfrei vorgehe. Dem kann der Materialist entgegenhalten, daß S.s Argument nur unter der Voraussetzung der Nichtidentität von Körper und Geist wahre Prämissen enthält. Damit wäre in dieser Hinsicht eine Pattsituation hergestellt. Die einfache These, daß seine eigene Position voraussetzungsfrei sei, die Opponenten aber reinen Dogmatismus trieben, läßt sich so nicht aufrechterhalten.

Im weiteren Verlauf von Appendix C entwickelt S. dann selbst eine Alternative zur Annahme einer Substanz, die aus nicht-materiellem Stoff besteht. Im partiellen Rückgriff auf Duns Scotus und Thomas von Aquin entwickelt er eine Position, die den Begriff Seele über die Einführung von individuellen Wesenheiten (individual essences) zu klären versucht. Die Seele wäre dann keine nicht-materielle Substanz im Sinne der platonischen oder kartesischen Tradition, sondern eher das, was man in der Scholastik eine subsistierende Form genannt hat. In seinem Werk „The Christian God“ (1994) hatte S. übrigens die thomistische Sicht verteidigt. Im neuen Appendix C bekennt er, daß er sich „um der Einheitlichkeit des Gedankensystems willen“ wieder der Idee einer Substanz aus immateriellem Stoff zuwendet. Es drängt sich dann aber doch erneut die Frage auf, ob S. die Alternativen dadurch nicht im Effekt zu schematisch auf den physikalistischen Monismus einerseits und einen sehr starken Substanzdualismus andererseits reduziert. Es gibt ein Drittes, dessen Exploration sich m. E. mehr lohnt als es die jüngste Entwicklung bei S. nahelegt.

G. BRÜNTRUP S. J.

NATUR UND PERSON IM ETHISCHEN DISPUT. Herausgegeben von *Mechthild Dreyer* und *Kurt Fleischbauer*. Freiburg/München: Alber 1998. 317 S.

Der Band ist aus einer Bonner Tagung anlässlich des 60. Geburtstags von Ludger Honnefelder hervorgegangen, zu einem zentralen Thema seiner Arbeit und ihm gewidmet. Nachdem die Herausgeberin die Geschichte der Titelbegriffe bis zu den heutigen Kontroverspunkten skizziert und kurz die elf Beiträge situiert hat, untersucht *Jan Szaif* Strebenatur und Interpersonalität im philia-Konzept des Platonischen Lysis (213d-